

Johann Heinrich Hottinger und der «Thesaurus Hottingerianus»

VON FRITZ BÜSSER

1. Die «Schola Tigurinorum Carolina»

Im Jahr 1664 erschien in Zürich ein Buch mit dem Titel «Schola Tigurinorum Carolina». Sein Verfasser, Johann Heinrich Hottinger¹, kündigte an, es handle sich dabei um eine «Demonstratio historica, ostendens illustrissimae et perantiquae Reipublicae Tigurinae Scholam, a Carolo Magno deducendam». Sieht man näher zu, stellt sich heraus, daß das Buch aus drei Teilen besteht, daß der erste und der zweite Teil Reden sind, welche Hottinger am Karlstag (28. Januar) der Jahre 1662 und 1663 vor den Zürcher Chorherren gehalten hatte: 1662 «Vom Ursprung und Fortgang der Zürcher Lateinschule vor der Reformation, d. h. von 810 bis 1525 oder von Karl d. Gr. bis zur Reformation» (S. 1–32), 1663 «Von der Zürcher Schola publica sive academica von 1525 bis zur Gegenwart» (S. 33–64).² Der dritte Teil, ein «Appendix über die Zürcher Bibliothek», ist eine Art Gelehrtenlexikon mit Bio-Bibliographien der in der damaligen Stadtbibliothek vertretenen Zürcher Autoren. Dieser Appendix ist heute noch ein außerordentlich hilfreiches Instrument; es stützt sich soweit möglich auf Konrad Geßners «Bibliotheca universalis» und deren Ergänzungen durch Simler und Fries, enthält indes auch wertvolle Beobachtungen Hottingers.

¹ Quellen:

Johann Heinrich Hottinger, *Methodus legendi Historias Helveticas*, Zürich 1654. Ders., *Historia ecclesiastica Novi Testamenti*, 9 Bde., Zürich 1655–1667. Ders., *Schola Tigurinorum Carolina*. Id est *Demonstratio historica ostendens illustris et perantiquae Reipublicae Tigurinae Scholam a Carolo Magno deducendam*, Zürich 1664. Ders., *Speculum Helveticum-Tigurinum*, Zürich 1665. Johann Heinrich Heidegger, *Historia Vitae et Obitus Joh. Henrici Hottingeri*, in: J. H. Hottinger, *Historiae Ecclesiasticae Novi Testamenti tom IX*, 100 unbezifferte Seiten, Zürich 1667.

Darstellungen:

Kurt Guggisberg, *Das Zwinglibild des Protestantismus im Wandel der Zeiten*, Leipzig 1934, S. 72ff. und passim. Ludwig Forrer, *Johann Heinrich Hottinger*, in: *Große Schweizer*, Zürich 1938, S. 225–229. Hans Joachim Kraus, *Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments von der Reformation bis zur Gegenwart*, 2. Aufl., Neukirchen Vluyn 1969, S. 83. Rudolf Pfister, *Johann Heinrich Hottinger*, in: *NDB IX*, Berlin 1972, S. 656f. Ders., *Kirchengeschichte der Schweiz*. Zweiter Band: *Von der Reformation bis zum zweiten Villmerger Krieg*, Zürich 1974, S. 552–556.

Weitere Literaturangaben finden sich in den folgenden Anmerkungen.

² vgl. Dietrich W. H. Schwarz, *Chorherren – Karlstagfeiern – Neujahrsblätter*. Vortrag am Karlstag 1987 (150 Jahre Gelehrte Gesellschaft in Zürich), in: ders., *Ex fontibus hauriamus*. Ausgewählte Beiträge zur Kulturgeschichte, Zürich 1993, S. 323–334, bes. 330.

Es versteht sich von selbst, daß Hottingers Interesse in erster Linie der 1525 von Huldrych Zwingli gegründeten Theologenschule galt. Indes ist hier zunächst auf etwas Übergreifendes, Umfassenderes zu achten. Hottinger verstand sein Buch ausdrücklich als eine Geschichte der Schola Tigurina *Carolina*, er legte Gewicht auf den Ursprung der Schule in der Zeit Karls des Großen. Das ist nicht zufällig, sondern hat seine besondere geschichtliche Bewandnis. Zürich war im Mittelalter ein Mittelpunkt des Karlskultes. Zuerst nur in Sagen, später in Bildern und Feiern bildete sich in Zürich «so etwas wie ein zweites Aachen der Karlsverehrung» heraus. Auch wenn Karl selber die Stadt an der Limmat höchstwahrscheinlich nie gesehen hatte, betrachtete man ihn als Gründer des Stifts an St. Felix und Regula, des Großmünsters. Nach Karls Heiligsprechung (1165) beschaffte sich die Kirche 1233 aus Aachen Reliquien (einen Daumen)³, und seit 1240 feierte man Karls Todestag. Um 1260 wandelte Conrad von Mure die Aachener Sequenz «Urbs Aquensis, urbs regalis» um in «Urbs Thuregum, urbs famosa». Propst Heinrich Manesse schmückte sein Siegel mit dem Bild des sitzenden, das Schwert auf den Knien haltenden Kaisers. Zwar gingen die Reliquien im Bildersturm der Reformation unter, geblieben aber ist Karls Andenken einerseits in Form der steinernen Statue Karls, welche im Original in der Krypta, in einer Kopie auf dem südlichen Karlsturm des Großmünsters steht, andererseits sich ebenfalls in dieser Pose auf dem Siegel der Universität Zürich und deren Theologischer Fakultät findet.

Wenn Hottinger die «Schola Tigurinorum» ausdrücklich als «Carolina» bezeichnete und auch deren Geschichte mit dem großen Kaiser beginnen ließ, hatte das allerdings höchstwahrscheinlich noch wesentlich tiefer liegende Gründe. Zur Tradition gehörte damals auch ein jedermann bewußter Sinn, eine Absicht oder (noch deutlicher) ein Bekenntnis und eine Verpflichtung. Es war nicht erst Hottinger, sondern schon rund 70 Jahre früher der Zürcher Professor Johann Wilhelm Stucki (1540–1607), der auf diesen Aspekt hingewiesen hat. Ebenfalls an einem Karlstag (1592) hat Stucki eine aufschlußreiche, m. W. bis heute nicht bekannte Rede gehalten zum Thema «Carolus Magnus redivivus».⁴ In Nachahmung von Plutarchs Kaiserviten stellte er in seinen Ausführungen einen sehr breit angelegten Vergleich zwischen Kaiser Karl dem Großen und dem kurz zuvor zum König der Franzosen gewählten Heinrich IV. an. Dieser sollte zwar im gleichen Jahr 1592 «um einer Messe in Paris willen» dem Protestantismus abschwören, durch das Edikt von Nantes indes schon 1598 auch das Nebeneinander von Katholiken und Protestanten bestätigen. Das war

³ Ders., Das Schatzverzeichnis des Grossmünsters in Zürich von 1333, in: ebenda, S. 113–125, bes. 117.

⁴ Johann Wilhelm Stucki; Carolus Magnus redivivus, hoc est Caroli Magni ... cum Henrico M. Gallorum & Navarrorum rege ... comparatio, Tiguri 1592. Eine Microfiche-Ausgabe dieser Rede findet sich in IDC (Inter Documentation Company) PBU 416.

«ein für Europa völlig neues Beispiel der Koexistenz».⁵ Stuckis Absicht wird damit klar: Seine Rede über das Thema «*Carolus Magnus redivivus*» war im Grunde eine einzige Beschwörung europäischen Geistes und europäisch-abendländischer Größe.

Was heißt das? Stucki erinnerte selbstverständlich auch an die politischen Verdienste Karls des Großen: an die Restauration und die Konsolidierung sowie die Erweiterung des Frankenreiches, an die Kriege gegen Langobarden und Sachsen und an die *Translatio imperii*. Dann aber skizzierte er außerordentlich ausführlich, unter wiederholter Berufung einerseits auf die *Vita Einhardi* und auf die *Libri Carolini*, andererseits auf die Darstellung durch Aventin und andere Chronisten Karls Verdienste als «*religionis christianae propugnator*» (Verteidiger des christlichen Glaubens) und «*literarum et linguarum restaurator*» (Erneuerer von Sprachen und Wissenschaften). Dem alttestamentlichen König Josia gleich verstand nach Stucki Karl der Große, sein Reich «nicht bloß zu schützen und zu mehren, sondern auch zu schmücken». Diese Absicht verfolgte Karl (wie Stucki 1592 mit Nachdruck schreibt), indem er sich als Sachwalter Christi um der Erneuerung und Verbesserung des christlichen Abendlandes willen mit einer erlesenen Schar hervorragender Gelehrter umgab. Diese aber machten nicht nur aufgrund ihres Wissens und ihrer intellektuellen Fähigkeiten willen, sondern auch aufgrund ihrer Herkunft aus vielen Ländern Karls Hof zu einem weithin ausstrahlenden Zentrum europäischer Kultur: Alkuin kam aus England, Einhard aus Franken, Paulus Diaconus aus Italien.

Die Parallele liegt damit auf der Hand. Indem Stucki den Gelehrtenkreis um Karl den Großen zusammenfassend mit dem Trojanischen Pferd verglich, dachte er auch und sogar vornehmlich an Zürich, an die «*Schola Tigurinorum Carolina*». Mit seiner Rede am Karlstag 1592 wollte er nicht bloß historische Erinnerungen wachrufen. Wie nicht zuletzt der Titel «*Carolus Magnus redivivus*» verrät, verfolgte er primär ganz aktuelle Ziele. Sein Vergleich Karls des Großen mit König Heinrich IV. wollte im Grunde seine Zuhörer in Pflicht nehmen. Stucki wollte die Pfarrer und Professoren, die Studenten und sicher auch die Politiker in Zürich an ihren Auftrag erinnern, sich ihrerseits als Hüter des Glaubens und als Erneuerer der Wissenschaften zu verstehen und betätigen.

Damit stehen wir wieder bei Hottinger. Zürich war im 16. und 17. Jahrhundert ein kulturelles Zentrum. Im Herzen Europas gelegen, war die Zunftstadt mit 7000 bis 8000 Einwohnern zwar politisch zur Abstinenz verpflichtet, konfessionell eher isoliert, von Rom und Wittenberg gleichermaßen verketzert, auch wirtschaftlich noch ohne großes Gewicht. Kulturell jedoch, d. h. in bezug auf die Rolle als Vorort des reformierten Protestantismus, vor allem als Sitz

⁵ TRE 11, S. 367.25–30.

einer Schule mit herausragenden Geisteswissenschaftlern (Theologen, Linguisten, Historikern und Juristen) und Naturwissenschaftlern nahm die Stadt eine führende Stellung ein. Humanisten und Reformatoren hatten die 1525 von Zwingli gegründete Theologenschule zu einer weitherum angesehenen Bildungsstätte gemacht.⁶ Die «Schola Tigurinorum Carolina», eine «Schola publica et academica», war zwar keine Universität, aber eine Schule, welche den Vergleich mit mancher Universität nicht zu scheuen brauchte. Dieses Ansehen belegen nicht nur zahlreiche zeitgenössische Zeugnisse; die Bedeutung der Zürcher Schule ergibt sich noch viel deutlicher aus der von der modernen Forschung erhärteten Tatsache, daß diese bald allein, bald in Konkurrenz mit der Straßburger Akademie von Johannes Sturm zum Modell zahlreicher weiterer reformierter Akademien wurde. Entsprechende Schulen entstanden zuerst in Bern (1528), Lausanne (1537) und Genf (erst 1559!), dann – allerdings unter stark calvinistischen Einflüssen – auch in Frankreich, Holland, Deutschland und Ungarn. Wo überall diese nun aber auch stehen mochten, alle diese reformierten Schulen verband eine gemeinsame «Philosophie»: eine humanistische, d. h. auf der Kenntnis der alten Sprachen, der Artes und der Philosophie beruhende Grundausbildung, vor allem aber eine klare theologische Ausrichtung im Geist des reformierten Protestantismus.⁷

Hottingers Buch über die «Schola Tigurinorum Carolina» läßt keinen Zweifel daran, daß seine Sympathie der von Zwingli gegründeten «Schola publica et academica» von 1525 galt. Das hinderte ihn freilich nicht, in seiner ersten Rede auch eine gründliche Darstellung von Gründung und Wachstum der Zürcher Lateinschule vor der Reformation zu geben. Interessanterweise folgt Hottinger dabei nicht dem bekannten Verfallsschema, sondern gliedert die Geschichte nach Lebensaltern, schreitet von der «infantia» über die «adolescencia» und die «virilis aetas» zur «senectus». Im einzelnen beginnt das «Jünglingsalter» um 1200 mit der Errichtung der wichtigsten Ämter, des Rektors, des Kantors (1259 Conrad von Mure), des Schatzmeisters (Thesaurarius) bzw. des Kustos oder Armarius (1333 Chorherr Rudolf Brun), dem nicht nur die Sorge für die goldenen und silbernen Gefäße und die kostbarsten Gewänder anvertraut ist, sondern auch für die Bücher. Hottinger erwähnt in diesem Zusammenhang mit Stolz ein paar wertvolle Handschriften, welche sich zu seiner Zeit noch in der Zürcher Stadtbibliothek befanden. Er zitiert auch die 1333 aufgestellten Statuten für die Bibliothek, welche Unterhalt und Ausleihe, Katalogisierung und Inventarisierung regeln. Das darauf folgende «Mannesalter», die «aetas virilis», bringt zwar mit Persönlichkeit und Werk des

⁶ Ernst Gagliardi, Hans Nabholz, Jean Strohl, Die Universität Zürich, 1833–1933, und ihre Vorläufer. Festschrift zur Jahrhundertfeier, Zürich 1938, S. 1–44 (zit.: Gagliardi).

⁷ vgl. z. B. Ulrich Im Hof, Die reformierten Schulen und ihre schweizerischen Stadtstaaten, in: Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit, hg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow, Sigmaringen 1977, S. 53–70.

schon erwähnten Kantors Conrad von Mure († 1281) einen Höhepunkt, ist dann aber durch eine bis zu Felix Haemmerli genau 171 Jahre dauernde Zeit der «Finsternis» gekennzeichnet. «Da gab es keinen einzigen Gelehrten, der des Andenkens wert wäre.» Um so heller leuchtete nach Hottinger dann aber die Sonne im ausgehenden Mittelalter, der «senectus». Mit Haemmerli kündigt sich bereits die Reformation an; Zürich weist jetzt «eine beachtliche Zahl gelehrter Männer auf». Unter diesen befinden sich sowohl Einheimische (Haemmerli, Felix Schmid) als auch Zuzüger (Nikolaus von Wile, Rudolf Arzet, Heinrich Nidhart, Martin Bartenstein, Petrus Numagen). Abschließend bemerkt Hottinger, daß die «Schola Tigurina» vor der Reformation nur eine Lateinschule war, daß die Zürcher darum ihre akademischen Studien in Theologie, Jurisprudenz oder Medizin immer im Ausland, an den Hochschulen von Basel, Wien, Paris, Mailand, Pisa, vor allem aber in Heidelberg, absolvieren mußten. In diesem Zusammenhang erwähnt er auch etliche Absolventen der Universitäten Basel und Heidelberg, die sich später der Reformation zuwenden sollten.

Was schreibt Hottinger nun aber über die von Zwingli eingerichtete «Schola Tigurinarum publica et academica»? In Analogie zur ersten Rede handelt er natürlich auch hier zuerst von der eigentlichen Gründung, von den Institutionen, d. h. im besondern vom Rektorat (hier gibt er eine Liste der Schulherren von 1525 bis 1663), von den Vorlesungen in Theologie, Artes und Sprachen, von der Zahl und Besetzung der fünf Professuren (Altes und Neues Testament, Philosophie, Griechisch und Physik). Wichtiger, eigentliches Hauptanliegen ist ihm aber etwas anderes: Hottinger will zeigen, daß die Zürcher Schule wie seinerzeit die Hofschule Karls des Großen im 16. (und 17.) Jahrhundert unter den Akademien und theologischen Hochschulen in Europa einsame Spitze war. In Zürich haben sich H. Bullinger, R. Gwalther, R. Collin, P. Martyr Vermigli, L. Lavater, J. Wolf, J. Simler, J. Fries und K. Geßner als «quasi heilige Musen» niedergelassen; hier «ereignete sich mit der Erneuerung der Sprachen ein zweites Pfingsten». Mochten die Jesuiten oder die Sorbonne ihre Doktoren, Scholastiker und Kirchenlehrer «irrefragabiles, invincibiles, singulares, Seraphicos und Angelicos» nennen – in Zürich gab es seit der Reformation nicht weniger berühmte Gelehrte von europäischem Format. Hier lehrten ein «divinus et magnanimus Zwinglius», ein «moderatus et solidus Bullingerus», ein «fortis et prudens Freyus», ein «cordatus et indefessus Leo Judae», ein «Pellicanus Hebraismi restaurator felicissimus», «ὁ ἀπομαθής Bibliander, communis Theologiae exegeticae parens», «facundus et artificiosissimus Gualtherus», ein «subtilis et acutus Martyr», ein «perspicuus et eruditus Simlerus», ein «diffusae scientiae Gesnerus, locupletissimum rerum naturalium cornucopiae, idemque philoglossatus». Ihnen folgten der Reihe nach der Polyhistor Hospinian, die beiden Stucki, Waser, Bäumler, Ulrich, Wirz, Thomann und viele andere. Sie alle halten nicht nur jeden Vergleich mit den päpstlichen Kollegen aus. Sie

bekämpften auch die Irrlehren der Zeit. Als Exegeten, Systematiker, als Sprach- und Naturwissenschaftler leisteten sie Hervorragendes.

Wollte man wissen, wen Hottinger selber am höchsten schätzte, wäre das schwer zu sagen. Er spricht von den Zürcher Gelehrten eigentlich immer in der Mehrzahl, behandelt sie als Team, in dem einer den andern ergänzte – ein bezeichnender Unterschied zu Wittenberg und Genf! Auch wenn er einzelne mit durchaus zutreffenden Epitheta schmückte: wenn er Zwingli als «vindex et reformator ecclesiarum et scholarum» bezeichnete, Bullinger wegen seines heiligmäßigen Lebens, seiner «absoluten Belesenheit (besonders in der Theologie), seiner Erfahrung und Klugheit bei der Leitung der Kirche» lobte, wenn er Petrus Martyr Vermigli als «communis ecclesiae reformatae ingeniosissimus scripturae et locorum communium tractator» oder Konrad Geßner einfach als «medicorum oraculum» rühmte – Hottinger betonte immer die große Autorität des gesamten Kollegiums, die Kompetenz aller Lehrer. Andererseits hielt er ebenso klar fest, daß die Zürcher Theologen ihre Arbeit untereinander aufteilten. Neben Zwingli und Bullinger, welche mit ihren Schriften und ihrer Korrespondenz allen reformierten Kirchen in Europa gleicherweise zu dienen suchten, wählten sich die andern ihre Provinzen: «Pellikan befaßte sich mit Italien, Wolf und Simler mit Polen, Ungarn und Siebenbürgen, Peter Martyr und Gwalther mit England, Gwalther, Wolf, Simler und Stucki mit Deutschland, Graubünden und der Eidgenossenschaft.» «Alles in allem herrschte ein freundschaftlicher Wettstreit zum Wohl der Allgemeinheit; keiner dachte daran, nur für sich geboren zu sein, sondern für das Vaterland und die Kirche.» Als Gründe für diese im 16. Jahrhundert eher seltene Geschlossenheit der Zürcher Gelehrten («Concordantia docentium») führt Hottinger familiäre Verwandtschaften, die absolute Priorität des Studiums (nicht der Dozenten), gegenseitige Hochachtung, die Verbindung von Schule und Kirche und die Autorität der Synode an. Im übrigen übernahm er Stuckis Bild vom Trojanischen Pferd, meinte aber ergänzend, Zürich sei auch im Urteil Auswärtiger ein «Kiriath-Sepher», eine «Bibliopolis celeberrima», für die man Gott nicht genug danken könne.

2. Zu Johann Heinrich Hottingers Leben und Werk

Johann Heinrich Hottinger (1620–1667) war ohne Zweifel der bedeutendste Zürcher, vielleicht sogar der größte Schweizer Gelehrte des 17. Jahrhunderts. In Zürich ist er nur vergleichbar mit dem Reformator, Theologen und Kirchenmann Heinrich Bullinger und dem Universalgelehrten, Bibliographen, Natur- und Sprachforscher Konrad Geßner im 16. Jahrhundert, mit dem Polyhistor, Mediziner und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer und den Geschichtsschreibern Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger im 18. Jahrhundert. Auf eidgenössischer Ebene ließe sich an die zwei Orientalisten Buxtorf

und die Mathematiker Bernoulli und Euler in Basel sowie an den Mediziner, Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller in Bern denken. Angesichts der Einmaligkeit jeden Lebens, auch jeden Gelehrtenlebens, hinken jedoch solche Vergleiche. Gerade Hottinger ist in mancherlei Beziehung im Grunde eine Ausnahmeerscheinung.

Johann Heinrich Hottinger, der übrigens längst eine umfassende Biographie verdienen würde, wurde am 10. März 1620 in Zürich als Sohn von Johann Kaspar Hottinger, einem Angehörigen der Zunft zu den Schifflenten, und der Anna geb. Thumeisen geboren. Der frühreife, sprachbegabte Knabe besuchte zuerst das «Carolinum» in der Heimatstadt. 1638 erhielt er ein Stipendium zu weiteren Studien im Ausland. Hottinger ging zuerst nach Genf (zu Friedrich Spanheim d. Ä.), dann über Paris nach Holland an die verhältnismäßig neuen reformierten Hochschulen von Groningen und Leiden. Beide Stationen sollten Hottingers ganzes Leben grundlegend bestimmen. In Groningen hörte er als theologische Lehrer Franz Gomarus, den «Hammer der Arminianer», und Johann Heinrich Alting, zwei Vertreter der reformierten Orthodoxie, in Leiden vor allem den großen Orientalisten Jakob Golius. Dieser stellte Hottinger nicht nur seine eigene Bibliothek mit kostbaren orientalischen Manuskripten zum Kopieren großzügig zur Verfügung; er brachte Hottinger auch in Verbindung mit einem Juden und einem Türken, die den jungen Zürcher in Persisch, Koptisch, Arabisch, Türkisch, Syrisch und Aramäisch unterrichteten. Aufgrund seiner damals schon phänomenalen Sprachkenntnisse wurde Hottinger 1641 eingeladen, den holländischen Gesandten auf einer Reise nach Konstantinopel zu begleiten. Dazu kam es jedoch nicht. Die Zürcher Obrigkeit erhob Einspruch: Sie beorderte Hottinger nach Hause, gestattete ihm jedoch noch einen Abstecher nach England und die Rückkehr über Paris. Bei dieser Gelegenheit lernte Hottinger auf der Überfahrt nach England seinen späteren Arbeitgeber Karl Ludwig von der Pfalz kennen und – vermutlich noch wichtiger – in London, Oxford und Cambridge sowie in Paris zahlreiche anglikanische, reformierte und katholische Gelehrte, Theologen und Orientalisten.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Hottinger schon 1642 an das «Carolinum» berufen. Hier wurde er Professor für Kirchengeschichte, Katechetik und Rhetorik sowie für orientalische Sprachen (1642/43), später auch noch für Altes Testament und Kontroverstheologie (1653), schließlich Rektor auf Lebenszeit (1663). Hottinger arbeitete sich in Kürze in diese vielen und z. T. sicher miteinander verwandten, im Grunde jedoch verschiedenen und deshalb heute gewöhnlich auch getrennten Disziplinen ein. Sein Gedächtnis, eine unglaublich rasche Auffassungsgabe und eiserner Fleiß halfen ihm dabei ebenso wie intensive persönliche und wissenschaftliche Kontakte mit vielen in- und ausländischen Fachgenossen. Jedenfalls galt Hottinger bald in ganz Europa als *der* «Polyglotta» und *der* «Polyhistor». Damit erfüllte Hottinger in einer durch Krieg (Dreißigjähriger Krieg 1618–1648) und Revolution (in England), damit

durch Gewalt, Zerstörung und politische Zerrissenheit bestimmten Epoche nicht bloß das Gelehrtenideal des Jahrhunderts. Er verkörperte in seiner Person idealiter jenes «bessere» Europa, an dem seine geistigen Väter, die Zürcher Humanisten und Reformatoren, gearbeitet hatten und als deren Nachfolger und Repräsentant er sich selber auch verstanden hat.

Äußere Zeichen höchster Wertschätzung waren bald zahlreiche Berufungen Hottingers an deutsche und holländische Universitäten. Angenommen hat dieser nur zwei. 1655–1661 wurde Hottinger mit Erlaubnis der Zürcher Obrigkeit «auf Zeit» nach Heidelberg «ausgeliehen». 1667 hat Hottinger sodann eine Berufung nach Leiden wohl noch angenommen, aber nicht mehr antreten können. Als bei einem Abschiedsfest mit der Familie und mit Freunden auf der hochgehenden Limmat ein Boot kenterte, ertrank Hottinger am 5. Juni 1667 beim Versuch, andere zu retten. «So endete Hottinger auf tragische Weise, wie einst Zwingli, im 47. Altersjahre, wie auch dieser.»⁸

Unter diesen Umständen blieb wie das Leben auch Hottingers wissenschaftliches Werk ein Torso. Es verdient trotzdem die Beachtung aller, welche an der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts im allgemeinen, an den von Hottinger vertretenen Disziplinen im besondern interessiert sind.

Seinem Zürcher Lehrauftrag entsprechend, befaßte sich Hottinger zuerst mit Kirchengeschichte. Sein wichtigstes Werk auf diesem Gebiet ist seine 1651–1667 in Zürich erschienene «*Historia Ecclesiastica Novi Testamenti*», welche «mit ihren 7779 Textseiten zu den umfangreichsten kirchengeschichtlichen Gesamtdarstellungen des Jahrhunderts auf protestantischer Seite» gehört.⁹ Sie umfaßt neun Bände und hat zwei inhaltlich und methodisch sehr verschiedene Hauptteile. In den Bänden I–V (1651–1655) folgt Hottinger dem traditionellen Jahrhundert-Schema, d. h.: «Jedes Jahrhundert wird in fünf bzw. sechs Abschnitten behandelt. Sie enthalten in variiertes Reihenfolge die Geschichte des Christentums, des Heidentums, des Judentums, der christlichen Lehre (*symbiosis doctrinae*) und der falschen Kirche. Vom 7. Jahrhundert an rückt Hottinger auch dem ebenso staunenerregenden wie abscheulichen «Mohammedanismus» an zweiter Stelle einen Abschnitt ein, im 15. Jahrhundert gibt er diesen Vorrang dem «Gingis-Chanismus.»

In dem erst nach längerem Unterbruch 1665–1667 erschienenen zweiten Teil (Bände VI–IX) wechselte Hottinger die Methode. Um die riesigen Stoff-

⁸ Emil Egli, Johann Heinrich Hottinger, in: RE, 3. Aufl., Bd. VIII, Leipzig 1900, S. 401: «Man bemerkte in Zürich, daß H. so alt geworden sei wie Zwingli, und behielt es als ein seltsames Omen in Erinnerung, daß acht Tage vor dem erschütternden Ereignis an H.s Katheder die Worte gestanden hatten, die ihn selbst konsternierten, ohne daß der Schreiber je ermittelt worden wäre; *Carmina jam moriens canit exequialia cygnus.*»

⁹ vgl. zum folgenden Gustav Adolf Benrath, Reformierte Kirchengeschichtsschreibung an der Universität Heidelberg im 16. und 17. Jahrhundert, Speyer 1963 (VVPfKG IX), S. 79–104 (zit.: Benrath, Kirchengeschichtsschreibung).

massen des 16. Jahrhunderts zu bewältigen, wandte er hier, d. h. für die Reformation, das «logische System» an. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern (Sleidan, Matthias Flaccius Illyricus u. a.) will Hottinger nicht bloß Fakten berichten, sondern vielmehr Gründe und Grundsätze aufzeigen oder, «wie seine einprägsame, der Schullogik entnommene Formel lautet: Sie waren auf das ὄν [daß] bedacht, er aber will das δῶτι [weshalb] und das καὶ ὅτι [wie] der Ereignisse vorführen».

Diese Methode brachte es mit sich, daß Hottinger primär nach den Ursachen der Reformation fragt. Er findet diese, der Reihe und der Art nach, in Gott, im Ablasshandel, in Papst Leo X., im Bau der Peterskirche und in den Ablasspredigern. Im einzelnen unternimmt Hottinger dann den Versuch, «das gesamte Reformationsgeschehen nach diesem scholastischen System in causa, materia, forma, finis, effecta, subiectum und adiuncta aufzugliedern. Im Grundriß weiß er die Rubriken auch auszufüllen: Die Materie besteht in Dogmen, Riten und Kirchenregiment, die Forma in Prüfung, Vergleichung und Verbesserung nach dem Maßstab der Schrift, den Zweck der Reformation sieht er in der gloria Dei und im Heil der Erwählten, die Wirkungen allgemein in der Ehre des christlichen Staates und in der Freiheit der Wirtschaft, im besondern in der Reinheit der Kirche und im Aufschwung der Schulen. Als Subjekt wollte er die Länder der Reihe nach durchgehen, die adiuncta sollten die Beurteilung des Reformationsgeschehens enthalten. Aber bei der Ausführung glitt ihm unter der Hand eigentlich alles in die Rubrik der causae, über deren breite Darstellung er dann nicht hinausgeraten ist.»

Diese Methode bestimmte natürlich die Gliederung des gewaltigen Stoffmaterials. In Band VI behandelt Hottinger als «causae instrumentales» Zwingli (S. 193–732), Luther (S. 733–820) und Calvin (S. 821–854). Band VII gibt «eine fast vollständige Monographie über die Ablässe» (S. 25–617) und einen Überblick über die Religionsgespräche (S. 619–785). Band VIII befaßt sich mit der Berechtigung und der Berufung der Reformatoren zu ihrem Werk (S. 1–469) und legt dann die Überlegenheit der reformierten Lehre dar (S. 469–988). Band IX enthält schließlich eine ziemlich zusammenhanglose Aneinanderreihung der verschiedensten die Reformation fördernden oder hemmenden Gründe sowie als nicht paginierten Vorspann eine Widmung des Bandes durch die Familie Hottinger an die Universität Leiden und die «Historia vitae et obitus J. H. Hottingeri» Heideggers.

Schon dieser Überblick macht klar, daß Hottinger in der Reformationsgeschichte nicht nur die alte Zürcher Tradition übernimmt, wonach Zwingli unter den Reformatoren die Priorität zukommt. Er baut diese These auch «systematisch» aus. Nachdem schon Zwingli selber mehrfach beteuert hatte, nicht einfach «ein zweiter Luther oder Lutheranus» zu sein, stellt sich Hottinger in Band VIII der Aufgabe, Zwinglis «ordentliche und außerordentliche Berufung» zum Reformator nachzuweisen. Er erblickt diese grundsätzlich in Recht

und Pflicht jedes Christen, die Kirche zu reformieren, im speziellen einerseits in Zwinglis Ordination zum Priester, andererseits in der rechtmäßigen Wahl durch das Volk bzw. durch die Räte und das Grossmünsterstift. Gewissermaßen «specialissime» erkennt Hottinger in Zwingli auch alle nach Tit. 1. 6–9 erforderlichen Eigenschaften für Leben und Lehre eines Reformators. Im gleichen Band bringt er schließlich auch die im 16. Jahrhundert häufig vertretene Parallele zwischen der Zürcher Reformation und der Reformation des alttestamentlichen Königs Josia (2. Kön. 22f.): Wie Josia nicht nur das Beispiel eines frommen Fürsten darstellt und von der Entdeckung eines alten Gesetzbuches über einen neuen Bundesbeschluss bis zur Reinigung des Kultes das Muster einer vollkommenen Reformation liefert, so haben Kirche und Volk von Zürich unter Zwingli anhand der Heiligen Schrift Dogmen und Gebräuche der Alten Kirche erneuert. Damit wird Zwingli in den Augen Hottingers «quasi zum Reformator des Neuen Testaments», nicht nur für die Schweiz, sondern für alle Reformierten.

Hottingers «logische» Methode der Geschichtsschreibung war der Erkenntnis der «historischen Wahrheit» nicht unbedingt förderlich. Obschon er sich fast ausschließlich auf Originaldokumente stützte, ging er nicht kritisch, sondern apologetisch vor. Es ging ihm im Grunde nur darum, Zwingli und die Zürcher Reformation gegen die römisch-katholischen und lutherischen Vorwürfe der Ketzerei zu verteidigen.

Weniger zwiespältige Eindrücke hinterlassen hingegen drei historische Arbeiten, welche ebenfalls aus dem Zürcher Umfeld stammen: die eingangs vorgestellte Geschichte der «Schola Tigurinorum Carolina», sodann eine «Methodus Legendi Historias Helveticas» (1654, immerhin die erste Geschichte der Historiographie der Schweiz) und ein «Speculum Helvetico-Tigurinum» (1655, eine «Heimatkunde»)¹⁰

Nächst der Kirchengeschichte galten Hottingers Liebe und Interesse der alttestamentlichen Wissenschaft und der damit eng verbundenen oder, besser: der daraus sich entwickelnden Orientalistik. Da es mir als Nicht-Fachmann nicht zusteht, über die vielen linguistisch-philologischen, historischen und theologischen Publikationen Hottingers auf diesem Sektor ein Urteil abzugeben, begnüge ich mich damit, Hottingers eigenen Angaben in seiner Biographie in der «Schola» und den Ausführungen Fritzsches folgend, wenigstens die wichtigsten Titel zu nennen. Es sind dies in der Reihenfolge ihres Erscheinens: das «Erotematum linguae sanctae» (1647, eine hebräische Grammatik), der «Thesaurus philologicus, seu clavis scripturae» (1649, eine Einleitung in das Alte Testament), die «Historia Orientalis» (1651, der Band III der «Historia Ecclesiastica Novi Testamenti», welche gewissermassen eine Kirchengeschich-

¹⁰ Richard Feller, *Edgar Bonjour*, Geschichtsschreibung in der Schweiz, 2. Aufl., Bd I, Basel 1979, S. 348–352.

te des Islam darstellt), das «Smegma orientale» (1657, über den Nutzen der orientalischen Sprachen), das «Proptuarium sive Bibliotheca Orientalis» (1658, ein Schriftsteller- und Bücherverzeichnis), eine «Grammatica quatuor linguarum Hebraicae, Chaldaicae, Syriacae et Arabicae» (1658), ein «Etymologicum Orientale sive Lexicon Harmonicum Heptaglotton» (1661), das auch ein «Compendium universae Theologiae Judaicae», eine «Epitome utriusque iuris Hebraici» und eine «Archaeologia orientalis» enthielt.

Schon Hottingers erster Biograph, sein Schüler und Nachfolger Johann Heinrich Heidegger, bemerkte in seiner «Historia vitae et obitus J. H. Hottingeri», daß dieser auch auf dem Gebiet der Orientalistik außerordentlich breit gefächerte Interessen verfolgte, daß er mit größtem Eifer alles sammelte, was ihm Bücher, vor allem aber Besucher und Korrespondenten aus allen Regionen Europas aus dem weiten Bereich des Alten Testaments und der orientalischen Sprachen bzw. Kulturen mitteilen konnten. So hat Hottinger sich schon im 17. Jahrhundert mit einer Vielfalt von Gegenständen und Themen befaßt, welche inzwischen längst aus der Theologie herausgewachsen und zu selbständigen Fachgebieten geworden sind: mit Grammatik und Lexikographie, mit Archäologie und Geographie, mit Religionsgeschichte und Theologie, mit vergleichender Sprachwissenschaft, im besonderen aber in bezug auf das Alte Testament mit Entstehung, Überlieferung und Autorität der kanonischen und apokryphen Schriften. Aufgrund dieser Leistungen – in mancher Beziehung eigentlichen Pionierleistungen – ist Hottinger ohne Zweifel ein großartiger Repräsentant jener Zürcher Schule für Altes Testament und vergleichende Religions- und Sprachwissenschaft, die im 16. Jahrhundert mit Pellican, Bibliander und Geßner ihren Anfang genommen hat. Andererseits ist er zusammen mit seinen niederländischen Lehrern eindeutig ein Vorläufer von Spinoza, J. S. Semler und J. G. Herder, Eichhorn und Gunkel.

Wie erwähnt wurde Hottinger 1655 «auf Zeit» nach Heidelberg «entlehnt».¹¹ Er folgte dabei mit gnädiger Erlaubnis der Zürcher Obrigkeit einem Ruf von Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, dem er 1641 auf der Überfahrt nach England erstmals begegnet war. Aus dem anfänglichen Ruf «auf Zeit» sollten sechs äußerst anstrengende Jahre werden. In dieser Zeit kurz nach Ende des Dreißigjährigen Krieges, in dessen Verlauf Heidelberg verwüstet wurde und seine weltberühmte «Bibliotheca Palatina» als Kriegsbeute an den Vatikan verloren hatte, wurde Hottinger «zum eigentlichen Erneuerer der Heidelberger Theologischen Fakultät. Es gab hier schlechterdings alles zu tun, und Hottinger bewährte sich in allem, was man ihm anvertraute.»¹² Das alles war nicht wenig. Hottinger selber notierte in seiner «Autobiographie», er habe die

¹¹ vgl. zum folgenden Heinrich Steiner, *Der Zürcher Professor Johann Heinrich Hottinger in Heidelberg 1655–1661*, Zürich 1886, S. 5–7 (zit.: Steiner).

¹² Benrath, *Kirchengeschichtsschreibung*, S. 81.

Ämter eines Professors für Altes Testament und orientalische Sprachen, des Inspektors am «Collegium Sapientiae», des akademischen Rektors, des Dekans der Theologischen Fakultät und eines Kirchenrates (Senatus Ecclesiastici Assessoris) versehen – nicht ohne einen gewissen (berechtigten) Stolz, und er habe dieses Amt ehrenhalber auf Lebenszeit behalten dürfen.

Fragen wir nach Hottingers Verdiensten in diesen Chargen, ist von der großen Not auszugehen, in der sich die Pfalz nach dem Dreißigjährigen Krieg noch während längerer Zeit befand. So steht in einem Schreiben um finanzielle Hilfe, die der pfälzische Kirchenrat am 15. Januar 1651 an Bürgermeister und Rat der Stadt Zürich gerichtet hat, die Ursache sei «keine unverschämte künheit, sondern die hohe notturfft; dann zu geschweigen, dass unsere gnädigste herrschafft, wie gerne sie wolte, uns zu reparirung des hochnötigsten Collegii sapientiae in der Hauptstatt Heydelberg nicht beyspringen kan, gestalt verständige leichtlich werden ermessen können, so ist die der geistlichen güter und gefälle verordnete verwaltung an mitteln so bloss, dass sie ohne klag die Kirchen- und Schuldner nicht besolden und also viel weniger hierzu etwas geben und reichen kan».¹³ Die Lage war um so schlimmer, als nach einer Mißernte «beinahe alles im gantzen landt eingäschert und sonst verfallen war», «dass das beste und grösste theil der lieben Pfaltz jenseit Rheins noch unter der press schwäher contribution und täglichem last der Spanier, Franzosen, Lothringer und allerley Parteyen seufzet und auch diese seite noch arm und beschwähret ist. Unterdessen finden wir gleichwohl eine hohe notturfft zu seyn, dass das obgelmelte Collegium Sapientiae, alss darinnen Studiosi Theologiae sollen unterhalten und informiret werden, vor allen dingen wieder in esse gebracht werden, dessen gantzes grosse gebäud der ruin sehr nahe ist, durch regen und wind gar leichtlich vollends verderben muss».¹⁴

Was hat Hottinger beim materiellen und geistigen Wiederaufbau geleistet? Neben den Vorlesungen (drei bis vier Wochenstunden mit Auslegung der Genesis, des Dekalogs und der Psalmen) und Collegia privata zu philologischen und historischen Problemen hatte sich Hottinger zuerst einmal mit ganz praktischen, d. h. organisatorischen und finanziellen Fragen zu befassen. Das gilt sowohl für das Amt des Rektors, zu dem er bereits 1656 gewählt wurde, wie im besonderen für seine Tätigkeit als «Ephorus» des «Collegium Sapientiae». Vor dem Krieg war die «Sapienz» eine Stipendienanstalt gewesen, in der 60 bis 80 arme Studenten auf Staatskosten unterhalten werden sollten. Angesichts der geschilderten finanziellen Nöte war noch 1655 (somit 7 Jahre nach Friedensschluß) nicht mehr an eine Fortführung im bisherigen Rahmen zu denken. Kaum in Heidelberg angekommen – er hatte am 16. August seine Antrittsrede gehalten –, entwarf Hottinger deshalb schon am 3. September den

¹³ zit. nach Steiner, S. 4.

¹⁴ ebenda.

Plan einer Reorganisation.¹⁵ Danach sollte der Staat in Zukunft nur noch für Gebäude und Möblierung und einige Naturallieferungen (Korn, Wein, Holz) aufkommen, jeder Student aber selber jährlich 50 Gulden an die Kosten beitragen. Hottinger schlug in seinem Gutachten darüber hinaus vor, das Haus nicht nur für pfälzische Studenten zu öffnen, sondern auch für Holländer und Schweizer «in geringer, jedoch gewüsser anzahl». «Sonderlich hetten sich die Reformierten Schweitzer, was sy an ihren Studenten in Italien, vorauss zu Mailand, wegen der Reformierten Religion manglen, allhier wider zu erholen.» Unter der Voraussetzung, daß soweit möglich nur Theologiestudenten aufgenommen würden und das Collegium einen eifrigen, frommen, gelehrten Inspektor erhielt, könnte ein Neuanfang gemacht werden.

Als Ephorus hat Hottinger persönlich entscheidend zur Verwirklichung seiner Vorschläge beigetragen – auf ökonomischem Gebiet zusammen mit seiner Frau, die den Haushalt zu besorgen hatte, auf erzieherischem Gebiet, indem er sich um die täglichen «exercitia spiritualia» (Gebete, Gottesdienste) und die Überwachung der Studien kümmerte.¹⁶ Zu diesem Zwecke führte er am «Collegium Sapientiae» regelmäßig «studia communia et privata» ein: Er hielt Lehrveranstaltungen in Form der heutigen Seminarien und Kolloquien sowie Übungen in Homiletik und im Gebrauch der klassischen Sprachen, vorab des Lateins. Aus den Unterlagen ergibt sich, daß Hottinger wohl auf größte Disziplin hielt – «eine klösterliche Zucht wollte er aber nicht einführen; der individuellen Studienfreiheit, der Wahl dessen, wozu jeder am meisten Lust und Begabung spürte, sollte möglichst freier Spielraum gelassen werden». Unter diesen Auspizien blieb der Erfolg nicht aus: Die Zahl der Studenten stieg rasch. Ende März 1656 zählte man bereits 18, Ende Mai des gleichen Jahres 24 «socii» (16 Schweizer, 7 Deutsche, 1 Holländer), bis zum Oktober 1661 total 76.¹⁷ Hottinger wurde denn auch entsprechend dankbar verabschiedet: «seine Liebe, sein Wohlwollen, seine privat und öffentlich bewiesene Fürsorge, Leitung und Unterricht könnten gar nicht würdig genug gelobt und vergolten werden entsprechend dem Dictum: Parentibus et Praeceptoribus aequalens reddi numquam potest».¹⁸

Auf persönlichen Antrag des Kurfürsten wurde Hottinger nach Ablauf des Rektorates 1656 auch zum Kirchenrat, damit in die Leitung des Kirchen- und Schulwesens des ganzen Landes berufen.¹⁹ Der Grund für diese Wahl stand in engstem Zusammenhang mit einem Unternehmen, das damals (wie heute) viele Menschen beschäftigte, dem Plan einer Union wenigstens aller protestanti-

¹⁵ Steiner, S. 42f. (Beilage IX: Hottingers Gutachten betreffend Einrichtung des Collegium Sapientiae).

¹⁶ vgl. zum folgenden Steiner, S. 19f.

¹⁷ ebenda, S. 20.

¹⁸ ebenda, S. 22.

¹⁹ ebenda, S. 11–17.

schen Kirchen Europas.²⁰ Führender Kopf war dabei – neben Calixt, Comenius, Grotius, später auch Leibniz – der 1596 in Edinburgh geborene reformierte Pfarrer John Durie (Johannes Duraeus).²¹ Von König Gustav Adolf, später auch von Cromwell unterstützt, unternahm dieser schon während und erst recht nach Abschluß des Dreißigjährigen Krieges unzählige Reisen auf dem Kontinent (durch die Niederlande, Dänemark, Schweden, Deutschland und die Eidgenossenschaft), um mindestens Lutheraner und Reformierte zusammenzuführen. Bei diesen Bemühungen, welche auf einem «spiritualistisch-pietistisch-puritanischen Verständnis des Christentums» (M. Schmidt) beruhen, kam er auch mit Hottinger in Kontakt. Durie reiste 1654 zu offiziellen Gesprächen mit den reformierten Schweizer Kirchen auch nach Zürich und zusammen mit Hottinger nach St. Gallen. Nach Hottingers Umzug in die Pfalz suchte er über diesen auch Verbindung zu Kurfürst Karl Ludwig, der während seiner Studienzeit in den Niederlanden nicht nur alle möglichen Konfessionen (Calvinisten und Arminianer, Lutheraner, Täufer und Katholiken, auch Juden) kennengelernt hatte, sondern auch deren friedliches Zusammenleben im Alltag.

Dazu kam, daß in der Pfalz selber das reformierte Bekenntnis (Heidelberger Katechismus) wohl führend war, an der Universität aber ein grundsätzlich tolerant-friedlicher Geist herrschte und Heidelberger Theologen (F. Junius, B. Pitiscus, D. Paraeus) zu den eigentlichen Begründern der konfessionellen Irenik zählten.²² Es war deshalb durchaus verständlich, wenn Duraeus den Kurfürsten für seine Pläne zu gewinnen versuchte. Sein erklärtes Ziel war, zuerst unter den Reformierten selber eine (auf dem Papier längst bestehende) «*Harmonia confessionum*» zustande zu bringen, um dann mit den Lutheranern in konkrete Unionsverhandlungen zu treten. Neben Toleranz und politischer Zusammenarbeit setzte er dabei auch eine kirchlich-theologische Übereinstimmung in sog. Fundamentalartikeln voraus.

In der Folge entwickelte sich ein lebhafter Dialog zwischen Duraeus einerseits, dem theologisch ebenso bewanderten wie engagierten Kurfürsten sowie dessen weltlichen und geistlichen Räten andererseits. Was Hottingers Haltung betrifft, stand dieser dem ganzen Plan neutral, wenn nicht zurückhaltend gegenüber.²³ Während nach G. A. Benraths gründlicher Untersuchung über

²⁰ vgl. Gustav Adolf *Benrath*, Die konfessionellen Unionsbestrebungen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz († 1680), in: ZGO, Bd. 116 (NF 77) 1968, S. 200–230, zu Hottinger bes. 203 (zit.: Benrath, Unionsbestrebungen).

²¹ C. H. W. *van den Berg*, Artikel «Durie, John (1596–1680)», in: TRE 9, S. 242–245, wo auch weitere allg. und spez. Literatur angegeben wird (leider weder der «*Thesaurus Hottingerianus*» noch Benrath).

²² Wilhelm *Holtmann*, Artikel «Irenik», in: TRE 16, S. 268–273, betr. die reformierte Irenik in der Pfalz S. 269.

²³ Im Repertorium zu Msc. F 64 finden sich auf dem Vorsatzblatt folgende interessante Notizen von unbekannter Hand zu Hottingers Haltung vis-à-vis Duraeus: «Dieser Tomus hat den Titel

«Die konfessionellen Unionsbestrebungen des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz († 1680)» Duraeus «unhistorisch, abstrakt, universal» dachte, argumentierte Hottinger zuerst in einem «Bedenken» (12. November 1656), dann in nicht weniger als 15 «Disputationen» (September bis Dezember 1657) immer «historisch».²⁴ Das heisst: Hottinger «hatte die Konfessionsbildung in Deutschland und in der Eidgenossenschaft zusammen mit ihrem historischen Hintergrund vor Augen». Konkret bedeutete dies, daß Hottinger zwar auf die Wittenberger Konkordie von 1536 zurückzugehen bereit war, daß er aber andererseits an den die Lutheraner und die Reformierten trennenden Lehrunterschieden in bezug auf das Abendmahl, die Person Christi und die Prädestination festhielt. Im Unterschied zu den Lutheranern hielt Hottinger diese allerdings nicht für fundamental oder grundsätzlich kirchentrennend.

Aufs Ganze gesehen, war der Ertrag der Unionsgespräche gering, die Unionsverhandlungen versandeten bald. In bezug auf Hottinger gilt es aber wohl zu beachten, daß er mit seiner toleranten Haltung, bei der es keine konfessionellen Sieger und Besiegte geben durfte, im Grunde schon eine Position vertreten hat, die erst 300 Jahre später in der sog. Leuenberger Konkordie 1973 wieder aufgegriffen und inzwischen mindestens theoretisch auch von den meisten reformatorischen Kirchen Europas verabschiedet werden sollte.

Johann Heinrich Hottinger war Gelehrter, Ephorus und Kirchenrat in der Pfalz. In Heidelberg diente er aber auch dem Vaterland, Zürich und den reformierten Orten der Eidgenossenschaft als diplomatischer Vertreter, nicht weniger seinem Herrn, dem Kurfürsten, und seinem Haus als wohlwollender und weiser Ratgeber.²⁵

Duraeana, nämlich ein gelehrter Schottländer, Joh. Duraeus, Prediger in England, hatte sich im 17. Jahrhundert große Mühe gegeben, an der Vereinigung der Lutherischen und Reformierten Kirche zu arbeiten, und auf diesem Steckenpferde ritt er sein Leben lang fast durch alle protestantischen Länder und Städte. Er war auch mehrere Male in Zürich und den übrigen ref. Städten der Schweiz, und unterhielt sich mit Hottingern, Buxtorf und andern Schweizern ... große Correspondenzen ... Er fand aber auch, wie natürlich, viele Gegner, die diesen Plan für eine unausführbare Chimäre hielten. Nun – die meisten dieser Briefe, Schriften, Abhandlungen, Gutachten etc. über dieses von ihm sogenannte Opus irenicum, wovon mehrere im Druck vorhanden sind, hat Hr. D. Hottinger, der diesem Unternehmen auch nicht gewogen war, gesammelt, und in diesem Tomo zusammenbinden lassen. Sehr viele derselben betreffen hauptsächlich dasjenige, was dießfalls in der Schweiz gethan, geschrieben und unterhandelt worden war.» Solche, i. d. R. allerdings von späteren Händen beigefügte Hinweise auf den Inhalt einzelner Bände, Bandgruppen oder Einzelheiten finden sich neben Hottingers eigenhändigen Bemerkungen auf den Vorsatzblättern öfter. Sie geben wertvolle Informationen.

²⁴ Benrath, Unionsbestrebungen, S. 213; 218–221.

²⁵ vgl. dazu auch Steiner, Kapitel V–VII.

3. Der «*Thesaurus Hottingerianus*»

Hottingers Leben und Werk blieben ein Torso. Diese Tatsache bestätigt und erklärt nichts so deutlich wie die mit seinem Namen verbundene Sammlung, der sog. «*Thesaurus Hottingerianus*». Worum geht es hier?

Im Verzeichnis der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich steht: «F 36–87. *Thesaurus Hottingerianus*: Sammlung von Schriftstücken, besonders Briefen, zur Reformationgeschichte und zur allgemeinen, schweizerischen und ausländischen Kirchengeschichte.»²⁶ Über die Entstehung dieser Sammlung schrieb Otto Fridolin Fritzsche schon 1868: «Mit unsäglichem, riesigem Fleiße sammelte er [Hottinger] namentlich aus dem 16. Jahrhundert alle möglichen irgend bedeutenden Urkunden, Denkschriften, Briefe, theils im Original, theils in Abschrift, auch fliegende Blätter und Pamphlete, kirchlichen und politischen Inhalts: eine geschichtliche Quelle, aus der fast täglich geschöpft wird und die doch nicht versiegt. Sein Sohn, Johann Jakob Hottinger, Professor der Theologie und Bibliothekar, vermachte die Sammlung den 18. Juni 1732 der damaligen hiesigen Stiftsbibliothek (jetzigen Kantonsbibliothek), der sie nach dessen zu Ende 1735 erfolgten Tode die Erben im Januar 1736 aushändigten. Gerade 100 Jahre sollte sie ein κειμήλιον, ein Kleinod dieser Bibliothek bleiben. Da geschah, daß sie mit etwa 150 nicht minder wichtigen Handschriften, zusammen über 200 Bände, der jungen Kantonalbibliothek in den ersten Monaten ihres Bestehens für 800, geschrieben *achthundert*, alte Franken an die hiesige Stadtbibliothek verkauft wurde, und der Erziehungsrath ratificirte den Handel den 23. April 1836.»²⁷ In einer dazu gesetzten Anmerkung ergänzte Fritzsche: «Dieser armselige Schacher mußte schon rechtlich als unzulässig erscheinen, er läßt sich aus der damaligen Lage und Stimmung erklären, aber nimmermehr rechtfertigen.»

Wir haben oben auf die herausragende Stellung Zürichs als Ausgangspunkt und Zentrum des reformierten Protestantismus, im besondern auf die Rolle der «*Schola Tigurinorum Carolina*» als Waffenschmiede (als Trojanisches Pferd) hingewiesen und auch die Namen der bedeutendsten Zürcher Gelehrten, der Pfarrer, Theologen, Geistes- und Naturwissenschaftler genannt. Wie zuerst Konrad Geßner in seiner «*Bibliotheca universalis*» (1545/1548/1549; mit Nachträgen von Geßner selber 1555, Josias Simler 1574 und Johannes Fries 1583)²⁸ und hundert Jahre später J. H. Hottinger in seiner «*Bibliotheca*» eindrücklich belegen, haben diese als Team wie als einzelne ein äußerst respek-

²⁶ Gagliardi, S. 516 (bis 530).

²⁷ Otto Fridolin Fritzsche, Johann Heinrich Hottinger, in: ZWTh XI, 1868, S. 255f. (zit.: Fritzsche).

²⁸ Manfred Vischer, Bibliographie der Zürcher Druckschriften des 15. und 16. Jahrhunderts, erarbeitet in der Zentralbibliothek Zürich, Baden-Baden 1991 (BBAur CXXIV), Nummern C 350, 390, 406, 504, 506, 873 und 1006.

tables gedrucktes Werk hinterlassen. Sie hinterließen jedoch – wiederum zusammen und einzeln – ein noch viel umfangreicheres ungedrucktes Werk. Zu diesem gehören zum einen viele weitere theologische, geistes- und naturwissenschaftliche Schriften, die Hottinger als «Anekdoten» in den Bibliographien seiner «Bibliotheca» soweit bekannt gerne erwähnt, zum andern und vor allem eine unerschöpfliche Fülle von Briefen. Wir verfügen zwar längst über eine kritische Ausgabe der Briefe Zwinglis. Wir wissen, daß Bullingers Briefwechsel mit rund 12000 erhaltenen Briefen größer ist als derjenige von Luther, Zwingli und Calvin zusammen. Es sind auch relativ große Bestände der Korrespondenz Bullingers und der anderen Zürcher Reformatoren (Jud, Bibliander, Gwalther, Josias Simler, Lavater, Vermigli etc.) in älteren und neueren Briefeditionen (Vadian-Briefwechsel, Briefwechsel der Gebrüder Blarer, Bullingers Briefwechsel mit Graubünden, Zurich Letters und Original Letters, Briefwechsel der Schweizer mit Polen, Opera Calvini, Correspondence de Bèze u. a.) längst ediert. Wie groß der Umfang eines integralen «Corpus epistolarum Reformatorum Turicensium» aber effektiv einmal sein könnte, weiß allerdings niemand. Aufgrund der sich ebenfalls im Besitz der Zentralbibliothek Zürich befindenden Simler-Sammlung²⁹ mit ihren 250 Bänden von Originalen und Kopien aus dem 16. Jahrhundert können wir das bestenfalls ahnen.

Dagegen läßt sich einiges zur Überlieferung dieses Materials sagen, und das ist nicht wenig: Wenn Zürich über ein außergewöhnlich großes, eigentlich einmaliges Quellenmaterial zur Geschichte der Reformation und des 16. Jahrhunderts verfügt, ist das auf zwei ebenso erstaunliche günstige Faktoren zurückzuführen: Zum einen bewahrte im Vergleich mit anderen europäischen Zentren (Heidelberg, Straßburg, Leipzig) ein gnädiges Schicksal dieses Erbe bis heute vor Zerstörungen aller Art. Zum andern sammelten die Zürcher mit Bullinger an der Spitze von Anfang an alle Schriften, Akten und Briefe ihrer Väter. Allerdings geschah das zunächst auf privater Basis. Wie Antistes Johann Jakob Breitingen (1575–1645) in seinem Bericht über die Errichtung des sog. Antistitialarchivs, das sich heute im Staatsarchiv Zürich befindet, festhielt, fand

²⁹ Diese zweite großartige Sammlung (ZBZ, Mss S 1–266) wurde von Johann Jakob Simler (1716–1788), als Pfarrer Inspektor am Carolinum, mit unglaublichem Eifer in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angelegt. Im Unterschied zum «Thesaurus Hottingerianus» umfaßt die Simler-Sammlung fast ausschließlich Manuskripte und Schriften aus der Reformationszeit (d. h. nicht auch persönliche Akten). Dabei handelt es sich z. T. auch um Originale, größtenteils jedoch um Abschriften von Briefen und Texten aus dem 16. Jahrhundert, die Simler selber hergestellt hat, deren Originale jedoch nicht in der Zentralbibliothek, sondern im Staatsarchiv Zürich sich befinden. Simler hat seine Sammlung streng chronologisch angelegt und mit ausführlichen Indices rerum et personarum, z. T. auch mit Kommentaren versehen. Die ganze Sammlung umfaßt 266 Bände: davon sind S 1–204 Texte, 205–266 Register. Die Simler-Sammlung wurde von IDC (Inter Documentation Company, Leiden NL) auf 1909 Microfiches aufgenommen.

er zu Beginn seiner Tätigkeit als Vorsteher der Zürcher Kirche im Jahr 1613 «so viel als kein Archiv vor». Dann aber fährt er weiter: «Ich glaube wohl darum, weil die Söhne, Tochtermänner und übrigen Erben Bullingers und Gwalthers herrlichen Andenkens beinahe Alles entweder Diener unserer Kirche oder doch Gelehrte waren, welche die Schriften und Acten ihrer Väter als zur Bibliothek und Erbschaft gehörigen Geräthe, als ihnen zugehörig betrachteten. Daher kam es auch, daß die kirchlichen Acten unter den frommen Vorstehern Stumpf [1586–1592] und Leemann [1592–1613] von den Erben nicht als öffentliche, sondern als Privatschriften angesehen wurden. Ich glaubte der Armuth einer so bedeutenden Kirche begegnen zu sollen, daher ich theils das Wenige, das übrig war, theils das Allmählig aus Privatbibliotheken Hervorgesuchte nicht sowohl ordnete als in Eine Masse sammelte.» Breitinger, als Theologe (der die reformierten Schweizer Kirchen 1618/1619 an der Synode von Dordrecht vertreten hatte), Geschichtsschreiber und Redner der einflußreichste Mann seiner Zeit in der Eidgenossenschaft, kam nicht dazu, die geplante Sammlung selber zu Ende zu führen. Seine Arbeit wurde jedoch übernommen, fortgeführt und ergänzt zuerst durch Hans Kaspar von Schännis (1600–1634, Professor für Hebräisch an der «Carolina»), dann durch Johann Heinrich Hottinger.

Damit stehen wir vor der Frage nach Anlage, Inhalt und Bedeutung des «Thesaurus Hottingerianus». Infolge seines vorzeitigen Todes hatte Hottinger begrifflicherweise keine Gelegenheit, alle von ihm im Laufe der Jahre gesammelten Dokumente definitiv zu ordnen. Immerhin ist mit guten Gründen anzunehmen, daß er mit Aufnahme seiner Lehrtätigkeit in Zürich sofort auch mit dem Sammeln begonnen und seiner Sammeltätigkeit zugleich zwei Richtlinien oder Schwerpunkte gegeben hat. Hottinger sammelte (wie Breitinger) einerseits Material zur Geschichte der Zürcher Reformation (Geschichte des 16. Jahrhunderts), andererseits bewahrte er von Anfang an alles auf, was mit seinem Leben und Werk in irgendeiner Weise zusammenhing (Zeitgeschichte des 17. Jahrhunderts). Er selber hat die Sammlung auch in die Reihenfolge der Bände gebracht, wie sie sich heute noch in der Zentralbibliothek finden: Hottinger hat die einzelnen, immer Hunderte von Blättern zählenden Konvolute mit römischen Ziffern von I bis LII versehen, er hat die Titel bzw. Vorsatzblätter für die einzelnen Bände verfaßt und gelegentlich, doch eher selten, zusätzliche Informationen über die Herkunft seiner Quellen angegeben. Nicht von Hottinger, sondern von späterer Hand stammen dagegen die Register: Während die Briefkartei (schmale Zettel in 26 flachen Schachteln) und das Repertorium zum «Thesaurus Hottingerianus» (St 287) Werk des um die Bullinger-Forschung hochverdienten Traugott Schieß sind, weiß man z. Z. nicht, wer Ersteller und Schreiber des wesentlich älteren Standortkatalogs zu Ms. F (St 356) war.³⁰

Die 52 Bände des «Thesaurus Hottingerianus» (ZBZ Msc F 36–87) umfas-

sen rund 18 000 Dokumente auf etwa 70 000 Seiten. Zusammen mit den Aufnahmen auch der Register (Briefkartei, Repertorium und Standortkatalog) ergab die Verfilmung im Winter 1993/94 1229 Microfiches.³¹ Aufs große und ganze gesehen gehören zum Schwerpunkt Reformation die Bände F 36–43; 46–50; 57–63; 80–82, zum Schwerpunkt Zeitgeschichte/Autobiographie F 44f.; 51–56; 64–79; 83–87. Daß wegen des engen persönlichkeitsbedingten Zusammenhangs der beiden Themenkreise Überschneidungen und manchmal Erweiterungen vorkommen, versteht sich von selbst.

Wir beginnen unsern Überblick über den Inhalt des «Thesaurus Hottingerianus» mit Hinweisen auf diejenigen Bände, die man gewöhnlich mit dem Namen des Sammlers in Verbindung bringt: mit den Reformatorenbriefen. Glücklicherweise gibt Hottinger selber manche Auskunft über deren Herkunft. So steht über Band I (F 36) «mit Briefen und andern Traktaten historisch-theologischer Natur», dieser komme «ex variis autographis, tum a venerando Ecclesiae Tigurinae Antistite Joh. Jacobo Breitinger, tum a Wolphgango Musculo Theologo Bernensi ... Anno 1648», über den ebenfalls auf 1648 datierten Bänden F 37–41, sie stammten «aus verschiedenen Bibliotheken». Über F 43 notierte Hottinger, er enthalte Stücke aus der Bibliothek der Gebrüder Blarer («ad eos hae Epistolae sunt scriptae. Autographa suppeditavit Ampliss. Doct. Sebastianus Schobingerus, Consul Sangallensis 1649»), über F 47, er enthalte die Autographen von Briefen an K. Pellikan, die er 1653 von dessen letztem Nachkommen erhalten habe, über F 59–61, sie kämen aus dem Nachlaß von Josias und Rudolf Simler, F 80–82 aus demjenigen der beiden Stucki.

Da es uferlos wäre, hier über Hottingers Quellen zur Reformationsgeschichte im Detail zu referieren, verweise ich grundsätzlich auf die summarischen Inhaltsangaben im Handschriftenkatalog der Zentralbibliothek³², versuche jedoch durch einige Streiflichter wenigstens eine Ahnung von deren Reichtum in quantitativer wie qualitativer Hinsicht zu vermitteln.

Als erstes Beispiel können die Bände F 37–41 dazu dienen, einen ersten Überblick zeitlicher, geographischer und biographischer Art zu geben. Hottinger hat diese 1648 zusammengestellt und als «Sammelband» mit «Briefen Verschiedener an Verschiedene, ca. 1525–1638» überschrieben. In alphabetischer Reihenfolge enthält dabei Band F 37 Briefe von Korrespondenten (Ab-

³⁰ Ich verdanke diese Angaben einer freundlichen Mitteilung vom 1. Juni 1994 der Herren Dr. Bodmer und Dr. Germann von der ZBZ. Immerhin scheint aufgrund von Papierbeschaffenheit und Schrift der Standortkatalog (St 356) aus der Zeit um 1800 zu stammen, «jedenfalls aus der Zeit, als der Thesaurus Hottingerianus noch in Verwahrung der Stiftsbibliothek Großmünster gewesen ist».

³¹ Realisiert von IDC (Inter Documentation Company, Leiden NL) in enger Zusammenarbeit mit der Zentralbibliothek Zürich.

³² s. o. Anm. 26.

sendern und Empfängern) mit den Namen A und B (z. B. Gebrüder Blarer, Beza; «die allermeisten Briefe in diesem Bande aber sind von Antistes Bullingers eigener Hand, und zwar vornehmlich Familienbriefe... Man lernt aus diesen Briefen Bullinger als den zärtlichen Vater kennen»), F 38 mit den Namen C–H (Calvin; Erastus; Chr. Froschauer; S. Grynaeus; K. Geßner; R. Gwalther); F 39 von H bis O (L. und A. Hyperius; J. und W. Haller; C. Hales; F. Hotman; L. Lavater, «postea Antistes, schrieb 1545–1549 viele Briefe an Bullinger aus Paris, Straßburg und Lausanne»; P. Martyr Vermigli; O. Myconius), F 40 und 41 von P bis Z (Parkhurst; K. Pellikan; Landgraf Philipp von Hessen; J. und R. Simler; Tossanus; Vergerio; P. Viret; Wittgenstein).

Ein zweites Beispiel: Vermutlich als Ergänzung und zugleich als Zeugnis gezielten Sammelns stellte Hottinger ebenfalls schon 1648 einen Band mit Briefen zusammen, welcher insgesamt ein m. W. absolutes Unikum ist und (im einzelnen) eine einzigartige Sammlung von großartigen Zimelien darstellt: Der Band F 42 enthält «in alphabetischer Ordnung Autographen von beinahe allen Gelehrten des vorausgegangenen Jahrhunderts». Nach dem zehn Seiten starken und ausdrücklich als «unvollständig» bezeichneten Register befinden sich unter den insgesamt 175 Namen nicht nur jene aller bedeutenden Zürcher Gelehrten, sondern auch diejenigen vieler europäischer Koryphäen: Calvin; Erasmus von Rotterdam; Joh. Eck; J. Hooper; M. Luther; F. Platter; P. Ramus; J. Sturm; P. Viret; H. Zanchi. Hottingers Auswahl verrät indes nicht nur seinen während des Studiums erworbenen geographisch weiten Horizont, sondern auch geistige Weite und Sinn für Qualität, insofern seine Sammlung viel «merk-würdige» Muster enthält. Seine Auswahl bringt beispielsweise für Bullinger einen Brief von 1541 an den damals in Regensburg weilenden Rudolf Gwalther, für Matthieu Coignet einen Brief von 1567 aus Paris an Bullinger (zusammen «mit vier kleineren und größeren Briefen in Arabischer und Chinesischer Sprache, theils auf Pergament, theils auf sehr feinem Papier»), für Froschauer einen Brief an den Chronisten Johann Stumpf, für Glarean einen Brief aus Paris 1521 an Jacob Ammann in Zürich.

Als drittes Beispiel birgt der Band F 46 allein in einem ersten Teil «Autographe Briefe an Zwingli, die heute noch kostbarer sind als Gold und Edelsteine», darunter z. B. neun Briefe Glareans aus Paris und Basel, die zwei Einladungsschreiben Landgraf Philipps von Hessen zum Marburger Religionsgespräch sowie fünf «eigenhändige Schreiben des bemeldten Landgrafen Philipp» (diese mit dem Nachtrag: «Die Handschrift ist aber so schlecht – und weil es geheime Nachrichten antraf – mit so vielen unbekanntenen Figuren untermischt, daß man darüber nicht klug werden kann»), des weitern 6 Briefe des Beatus Rhenanus, 8 deutsche Briefe Herzog Ulrichs von Württemberg. Im gleichen Band F 46 stehen indes auch «einige Autographen von den Gelehrtesten Leuten in England, Frankreich und Deutschland an Josias Simler», das «Msc. der Ephemeriden von Johannes Haller in Bern, die enthalten, was sich

von 1548 bis 1562 in utroque Statu Bernae ereignet hat [der berühmte Streit um die Kirchenzucht in der Waadt zwischen Calvin und der Berner Obrigkeit], sowie ein großes Faszikel mit Briefen an Antistes Haller in Bern».

Wie die drei hier gebrachten Beispiele zeigen, sind die meisten Bände zur Reformationgeschichte nach biographischen Gesichtspunkten geordnet. Neben diesen gibt es allerdings auch einige, die von sachlichen Auswahlkriterien bestimmt sind. Dazu gehören z. B. die Bände F 63 und 65 mit Dokumenten zum Tridentinum, zu den Hugenottenkriegen (Bartholomäusnacht) und dem Bündnis der Eidgenossen mit Frankreich (F 63), über die Beziehungen Zürichs zur englischen Kirche und zu sonstigen Glaubensgenossen inner- und außerhalb Europas (F 65). In diesen zwei Bänden stecken zudem auffällig viele Drucke, z. T. auch Kupferstiche.

Nach Heideggers Biographie hatte «niemand eine kostbarere Sammlung von Reformatorenbriefen» als Hottinger. Das war aber nur die halbe Wahrheit, insofern der «Thesaurus Hottingerianus» noch einen zweiten Schwerpunkt hat. Parallel zu den Reformatorenbriefen sammelte Johann Heinrich Hottinger auch seine eigene Korrespondenz und eine Fülle damit zusammenhängender Dokumente. Schon Fritzsche hat 1868 die Ausführungen der ältesten Hottinger-Biographie in diesem Sinne ergänzt und bemerkt, daß Hottingers eigener Briefwechsel «der umfangreichste» war. «Freilich», fährt er dann weiter, «standen damals die Zeitungen mit ihren Wahrheiten und Unwahrheiten nicht täglich zu Gebote wie heute; wer sich von dem unterrichten wollte, was die Zeit brachte, war wesentlich an Privatmittheilungen gewiesen: daher suchte man überall anzuknüpfen, um brieflich Neues zu erfahren, daher liegt aber auch in den Briefen ein bedeutender, geschichtlich zu verwerthender Stoff. Die noch vorhandenen an Hottinger gerichteten Briefe gehen in die Tausende. [Fritzsche merkte dazu an, daß sich natürlich «auch Briefe Hottingers in ziemlicher Anzahl finden» – diese i. d. R. in Entwürfen oder Kopien.] Sie enthalten Freundschaftsbezeugungen und Familiennachrichten, daneben werden aber auch kirchliche, politische und literarische Gegenstände, und öfter sehr eingehend behandelt. Der fleißigste Correspondent Hottinger's war J. Buxtorf in Basel.»³³

Die Bände dieser zweiten, zahlenmäßig größeren Gruppe des «Thesaurus Hottingerianus» sind im großen und ganzen chronologisch geordnet. Hottinger dürfte also nebeneinander Akten zur Reformationgeschichte wie zu seinem eigenen Leben gesammelt haben. Sie entsprechen den drei Phasen in Hottingers Gelehrtenleben: Jugend und Professur in Zürich (bis 1655) füllen die Bände F 44f.: 51f., sowie 52–56; die Heidelberger Jahre (1655–1661) die Bände F 64–79; die letzten Jahre in Zürich (1662–1667) die Bände F 83–87. Den eigentlichen Mittelpunkt bilden ohne Zweifel diejenigen aus den Heidelberger

³³ Fritzsche, S. 269f.

Jahren. Hottinger stand damals auf dem Zenit seines Lebens, verkörperte gewissermaßen persönlich Europa. Diese Tatsache spiegelt sich deutlich in der besonders großen Zahl von Briefen und Akten der Zeit von 1655 bis 1661, über die Heinrich Steiner 1886 geschrieben hat:

«Mit der literarischen Tätigkeit ging eine andere, Zeit und Kraft ebenfalls stark in Anspruch nehmende Hand in Hand, nämlich der briefliche Verkehr nicht nur mit seinen Verwandten, Freunden und Kollegen in Zürich, sondern mit fast allen bedeutenderen Vertretern protestantischer Wissenschaft in der Schweiz, in Holland, Frankreich, England, Italien, wie in Deutschland, Schweden und Dänemark. Seine eigenen, an mehr als hundert in den genannten Ländern zerstreute Korrespondenten gerichteten Briefe sind wohl größtenteils verloren gegangen; die an ihn gerichteten dagegen hat er sorgfältig aufgehoben und theils alphabetisch, teils chronologisch geordnet. Die in Heidelberg erhaltenen füllen allein schon sechs starke Foliobände und bilden mit den übrigen zehn Bänden eine reiche Quelle für genauere Erforschung der jene Zeit bewegenden theologischen, kirchlichen, literarischen und politischen Fragen. Wir begreifen, wenn er, wie Heidegger aus eigener Erinnerung mitteilt, manchmal klagte, dass er einen ganzen Tag nur dem Briefschreiben habe opfern müssen, und wir staunen über die gewaltige Arbeitskraft, welche, obgleich von allen Seiten angespannt, auch zu solcher rein freiwilliger Leistung noch ausreichte. Besonders wertvoll sind neben den zahlreichen Briefen der Hebraisten und Orientalisten Buxtorf, Coccejus, Alting, Leusden, L'Empereur, Capellus, Golius, Pasor, Pocock u. A. die eingehenden Mitteilungen über äthiopische Sprache und Literatur, die ihm Hiob Ludolf von Altorf, Gotha und Erfurt aus zukommen liess, unter anderm auch ein *Compendium lexicæ aethiopicæ, coeptum Stockholmiæ 1650*, ...dann ein kurz zusammengezogenes Wurzellexikon, ein Glaubensbekenntnis (äthiopisch und lateinisch) des Königs Claudius, ein Verzeichnis äthiopischer Könige und eine Karte des abessinischen Reiches.»³⁴

Unter diesen Umständen dürfte einleuchten, daß wir auf den Inhalt der Thesaurus-Bände zum zweiten Schwerpunkt wieder, und erst recht, nur ein paar wenige Streiflichter werfen können. Ein erstes betrifft ohnehin noch ein paar generelle Beobachtungen. Wenn in den oben angeführten Bänden zur Zeitgeschichte und zu der «Auto»-Biographie Hottingers (des 17. Jahrhunderts) Akten und Briefe sich viel stärker mischen bzw. durch die Person Hottingers noch enger miteinander verbunden sind als diejenigen zur Reformationsgeschichte, so hat Hottinger doch versucht, die ganze Fülle seines Materials in thematisch mehr oder weniger geschlossene kleinere Einheiten zu gliedern. So verband er die zusammengehörenden Briefbände nicht nur zu Gruppen, sondern ordnete diese intern weiter, entweder alphabetisch (F 53–56; 83–85) oder chronologisch (F 71–75). Analog arbeitete er mit den Akten der

³⁴ Steiner, S. 9f.

Heidelberger Zeit; d. h.: Die Bände F 67–69 enthalten zahlreiche Dokumente zur Schweizer Geschichte des 17. Jahrhunderts (Rapperswiler Krieg, Wigoltinger Handel, die Beziehungen der Schweiz zum Ausland), die Bände F 77–79 fast ausschließlich Heidelberger Universitätsakten. So finden sich in F 77 u. a. ein «Catalogus Rectorum et Numerus Studiorum in Academia Heidelbergensi inde ab ejus fundatione A° 1386 usque ad A° 1657», in F 78 philologische und theologische (auch hebräische) Schriften Hottingers und Universitätsakten (Promotionen, Proklamationen, Reden etc.), in F 79 neben dem «2. Buch von meinen Heidelberg'schen Berufs (Gescheften)» allerlei Hebräisches und Äthiopisches (u. a. die von Steiner erwähnte Abessinienkarte von 1652) sowie Quellen zur pfälzischen Kirchengeschichte.

Daß auf diese Weise nicht nur die Sammlung als Ganzes, sondern auch jeder einzelne Band eigentlich einem Patchwork ähnelt, belegen sehr schön die als «Sammelbände» bezeichneten Bände F 67 und 70. Der erste (also F 67) bringt gleich eine ganze Palette interessanter, bisher kaum bekannter, geschweige denn genutzter Quellen zum Rapperswiler Krieg 1656 («eine Menge dießfälliger Briefe, Proklamationen, Flugschriften, im einzelnen zwei Aufsätze Hottingers zum Krieg, ein «Horoscopus der 5 Planeten»), daneben aber auch einen Katalog von 26 Zürcher Geistlichen, die 1659 in der Pfalz stationiert waren, das Itinerar von Hottingers Übersiedelung von Zürich nach Heidelberg im Sommer 1655 und «Hottingeri brevis Biographia, stylo lapiden. composita 1660».

Der andere «Sammelband» F 70 zeigt, wie Hottinger selber viele Schriften in 18 «Hauptrubriken» oder Kapitel teilte. So enthält Kapitel II «Von der ersten Reise nach Heidelberg und Annahme des Doctorats in Basel» (1655) neun Untertitel, die – hier leicht gekürzt wiedergegeben – lauten:

- «15. Die Geistlichkeit in Zürich emphiehlt Hottingern der Academie in Basel zur tiara theologica 13. Juli
16. Gedruckte Theses und Programma auf die d. 21. Juli zu haltende Disputation
17. Nachdem diese glücklich abgelaufen, setzt Decan Buxtorf den Tag zur Promotion auf den 26. Juli an
18. Hottingeri Oratio de Jubilaeis, welche er den 26. Juli unmittelbar vor der Promotion gehalten, in Copia, und von H. eigener Hand
19. Actus inauguralis ipse per Joh. Buxtorfius S. theol. D
20. Eine Anzahl lateinische und deutsche Gedichte, auch ein hebräisches, so auf diesen Anlaß verfertigt worden
21. gedruckte Gedichte zu diesem Anlaß
22. Copia des von Buxtorf aufgesetzten Doctor-Diploms, datiert 1. August 1655
23. Hottingers Brief aus Basel an einen Freund nach Zürich, worin er ihm die ganze Feierlichkeit erzählt, d. 28. Juli.»³⁵

Zum Schluß geben wir noch ein paar Einzelbeispiele:

Band F 76 enthält eine sehr große Menge von Schriften, «welche die Bemühungen für eine Vereinigung der beiden jeweiligen evangelischen Kirchen betreffen: Gutachten, Decrete, Glaubensbekenntnisse, Briefe von Fürsten, Staaten, Reichsstädten, Universitäten, Herrschaften, Kirchenräthen und einzelnen Verfassern aus vielen Ländern Europas».

In dem zu den «*Epistolae familiares*» der letzten Zürcher Jahre gehörenden Band F 85 finden sich neben vielen Briefen schweizerischer und zürcherischer Freunde an Hottinger zuerst «*Epicedia in obitum Hottingeri scripta, cum epistolis nonnullis hebraicis*»; dann folgt eine Sammlung von «Lobgedichten, welche Hottingern auf seine Geburtstage, Beförderungen und andere Feyerlichkeiten angeboten worden, in verschiedenen Sprachen und Figuren», sowie «Condolenzschreiben».

F 86 bringt «Hottingers Tagebuch, von A^o 1662 bis auf seinen Tod 1667 mit vielerlei an ihn und von ihm geschriebenen Briefen, Aufsätzen etc. versehen..., aber, da alles in großer Eile geschrieben und mannigfaltig corrigiert worden, so ist das meiste leider unleserlich».

Im allerletzten Band F 87 schließlicly steht mitten unter zahllosen Varia, im besondern zur Zürcher Geschichte, eine hochinteressante Notiz über das Schicksal von Bullingers Nachlaß: «Da Heinrich Bullinger, der jüngere, seines sel. Vaters, Antistes, Bibliothek, seinen Miterben abgekauft, so werden ihm dazu, auf Befehl des Magistrats aus dem Studentenamt 500 Pfund geliehen, 24. Nov. 1575.»

Damit schließen sich zwei Kreise um den «*Thesaurus Hottingerianus*»: der geistige, in dessen Mittelpunkt die Zürcher Reformation, Zwingli und Bullinger stehen; der finanzielle, indem es um die Verkaufspreise geht von Bullingers Bibliothek im Jahr 1575 zum einen, der Hottinger-Sammlung im Jahr 1836 zum andern.

Prof. D. Dr. Fritz Büsser, Hinterbergstr. 73, 8044 Zürich

³⁵ Ms F 70, Vorsatzblatt; vgl. dazu Steiner, S. 7f.